

Jugend: Potenzial und Perspektiven

Ueli Mäder (ergänzende Notizen zum Vortrag vom 7. Juni 2010 in Luzern)

Unsere Gesellschaft tut zwar viel für die Jugendlichen, sie weiss mit ihnen aber wenig anzufangen. Der Konsum weitet sich aus und Lebensräume verengen sich. Gleichwohl konzentrieren sich Diskurse einseitig auf die Gewalt. „Jugend und Gewalt“ heisst ein häufig wieder kehrender Titel. Er erweckt den Anschein, als ob diese beiden Begriffe zusammen gehörten. Ich gehe hier zuerst ergänzend auf den Gewaltaspekt ein und konzentriere mich dann auf die Potenziale und Perspektiven.

1. Weg von der Gewalt

„Wie bitte, was hat eine Ohrfeige mit Gewalt zu tun?“, fragt eine junge Frau irritiert. Auch „ein paar blaue Flecken“ taxiert sie nicht als Gewalt; „wenn sonst nichts gebrochen ist“. Andere verharmlosen die psychische und die strukturelle Gewalt.

Rechtliche Ansätze betrachten Gewalt als physischen Eingriff in die Privatsphäre eines/r andern. Soziologische Theorien bezeichnen die Ausübung oder Androhung von physischem und psychischem Zwang gegenüber Personen und Gruppen als Gewalt. Das "Wörterbuch der Sozialpolitik" (Carigiet et al., Zürich 2003) unterscheidet zwischen direkter und indirekter Gewalt, potenzieller und manifester, kollektiver und individueller, physischer und psychischer, personaler und struktureller.

Die personale Gewalt steht bei aktuellen Debatten im Vordergrund. Sie lässt sich fassen, benennt Täter und manchmal auch Opfer. Als "Strukturelle Gewalt" (Reinbek 1975) bezeichnet Konfliktforscher Johan Galtung gesellschaftliche Bedingungen, die Menschen so beeinflussen, dass ihre körperliche und geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potenzielle. Nach diesem Verständnis beinhaltet Gewalt auch soziale Ungerechtigkeit, was umstritten ist.

Quasi zufällig

Stark vereinfacht gibt es drei verschiedene theoretische Ansätze zur Gewalt. Der erste betont die Bedeutung der gesellschaftlichen Voraussetzungen; er knüpft an das Konzept der strukturellen Gewalt an. Der zweite Ansatz gewichtet die familiäre und schulische Sozialisation. Der dritte Ansatz hebt situative und affektive Momente hervor.

"Wenn die blöde Kuh nicht so dumm gekuckt hätte, wäre sie nicht im Spital gelandet", sagt eine junge Frau, die zugeschlagen hat und ihren Angriff als "quasi zufällig" hinstellt. Sie hat weder das Opfer gekannt, noch die Schläge geplant. Alles habe sich "einfach so" ergeben. Also ist die Tat affektiv und situativ begründet?

Die "doofe Gans" habe das verdient, fährt die junge Frau fort. Sie würde wieder so handeln und fühlt sich in ihrem Verhalten durch ihren Vater bestärkt. Er habe ihr stets gesagt: Du darfst Dir nichts bieten lassen; wer sein Terrain nicht markiert, wird von andern traktiert. Solche Leitsätze sind verbreitet. Sie deuten an, wie die männlich geprägte Sozialisation bei der Gewalt mitspielt.

Die junge Frau befand sich vor der Tat in einer Umbruchphase. Sie fand keine Lehrstelle. Die Zeit drängte. Wunsch und Realität klafften auseinander. Die Vorstellung, acht

Stunden am Tag zu nähen, wirkte nicht sehr motivierend. Die ungewisse berufliche Aussicht bedeutete Stress. Andere schienen es einfacher zu haben, mehr Unterstützung zu erhalten und dank privilegierter Herkunft über bessere Karten zu verfügen. Offenbar geht es bei der Gewaltfrage auch um gesellschaftliche Bedingungen.

Mitten aus der Gesellschaft

Wir jagen immer schneller in ungebremsster Steigerungsdynamik den scheinbar selbst entworfenen Plänen nach. Wirtschaft und Technik setzen uns in Bewegung. Sie rufen dauernde Unruhe hervor. Die verdichtete Zeit drängt. Wer nicht mithält, ist out. So beschreibt Soziologe Peter Gross die "Ich-Jagd" (Frankfurt a.M. 1999) in der "Multioptionsgesellschaft" (Frankfurt a.M. 1994), die Soziologe Ulrich Beck als komplexe "Risikogesellschaft" (Frankfurt a.M. 1986) darstellt. Die unübersichtliche Individualisierung bringt einerseits Chancen, andererseits Verunsicherung.

Wilhelm Heitmeyer beschreibt im internationalen "Handbuch der Gewaltforschung" (Wiesbaden 2002), was die Bereitschaft zur Gewalt erhöht: die Ohnmacht (durch forcierte Konkurrenz), die Verunsicherung (durch häufige Biographiebrüche) und die Vereinzelnung (durch Auflösung familiärer und kultureller Milieus). Desintegration, Desorientierung, und fehlende Perspektiven lassen Konflikte eskalieren. Der rasche Wandel überfordert die Individuen. Er verleitet zu autoritärem Verhalten.

Wenn Heitmeyers Thesen zutreffen, müssten fast alle Menschen gewalttätig sein, lautet ein Einwand. Ein weiterer wendet sich dagegen, Gewalt immer erklären und verstehen zu wollen. Trutz von Trotha wehrt sich in seiner "Soziologie der Gewalt" (Opladen 1997) dagegen, jeder Gewalt einen Sinn zu geben. Das führe dazu, irrationale Momente und die pathologisierte "Lust an Gewalttätigkeit" zu verkennen, die Esser und Dominikowski (ISS-Eigenverlag 1993) als verbreitetes und stark legitimes Bedürfnis hinstellen.

Heute wird Gewalt oft personalisiert und situativ fokussiert. Die Theorie der strukturellen Gewalt scheint passé zu sein. Sie geht auf die Kritische Konfliktforschung der 1970er-Jahre zurück und thematisiert, wie Gewalt mitten aus der Gesellschaft kommt und sich in ungleichen Machtverhältnissen und Lebenschancen äussert. Auch die These einer „Dominanzkultur“ (Rommelspacher, Berlin 1998) bezieht sich auf Vorstellungen von Ungleichheit. Sie zeigt, wie diese mit Stereotypen über Geschlechterrollen übereinstimmen.

Früh übt sich...

Franz Josef Krafeld postuliert eine „Praxis akzeptierender Jugendarbeit“ (Opladen 1996). Er leitet die Bereitschaft zur Gewalt aus Sozialisationserfahrungen ab. Wir lernen von Kindesalter an, wie wir von Schwächen anderer profitieren. Jugendcliquen bieten Geborgenheit als Familienersatz. Sie vermitteln ein Wir-Bewusstsein, das Anerkennung durch Abgrenzung gewährt.

Psychologe Allan Guggenbühl (Neue Zürcher Zeitung, 21.1.2003) deutet die Gewalt von Jugendlichen als Suche nach männlicher Identität und als Lust auf Grenzüberschreitung. Er führt die Gewalt auch auf die verunsichernde Adoleszenz und fehlende Vorbilder zurück. Geschlechterforscher Walter Hollstein beschreibt in „Männerdämmerung“ (Göttingen 1999), wie sich die männliche Sozialisation an Härte, Macht, Distanz, Konkurrenz und Leistung orientiert. Die Fixierung auf äussere Werte (Geld, Erfolg) schränkt das Gefühlsleben ein. Sie

fördert die Leere, die Entfremdung und den Autoritarismus, der auch aus Ohnmacht und aus Kooperationsdefiziten entsteht. Buben werden früh darauf getrimmt, Körperkontakte zu meiden, Schmerzen zu kontrollieren und Probleme selber zu lösen. Sie müssen sich ständig beweisen und leiden an Beziehungsfähigkeit. Gewalt entsteht aus fehlgeleiteter Bedürftigkeit.

Eine inhaltliche Vertiefung erfahren sozialisationsbezogene Ansätze durch psychoanalytische. Arno Gruen betrachtet die Angst vor Autonomie als „Verrat am Selbst“ (Stuttgart 1996, Orig. 1986). Gehorsam führt dazu, sich selbst abzulehnen und Gewalt auch gegen andere zu richten. Erich Fromm deutet die „Furcht vor Freiheit“ (Stuttgart 1980, Orig. 1941) als Unterwerfung unter internalisierte Autoritäten. Er verknüpft sozialpsychologische und soziologische Gesichtspunkte. Die Gesellschaft dokumentiert sich sowohl im Einzelwesen als auch im Gruppenverhalten. Die frühe Unterdrückung kritischen Denkens fördert die Anpassung und einen zwanghaften Konformismus. Sie disponiert bedeutungslos gewordene Individuen, Gewalt zu akzeptieren und auszuüben. Je mehr wir uns nach anonymen Autoritäten richten, umso ohnmächtiger fühlen wir uns. Die Verzweiflung schürt die Gewalt.

Kein Entweder-oder

Gewalt findet einen Nährboden, wenn ein Machtgefälle die Beziehung prägt, Kommunikationsformen fehlen, die Konfliktfähigkeit eingeschränkt ist, Männlichkeit veridealisiert wird, Gefühle unterdrückt werden und Gewalt geduldet wird. So fasst ein Prospekt der Abteilung Jugend, Familie und Prävention (AJFP) des früheren Basler Justizdepartments wesentliche Ursachen der Gewalt zusammen. Das "Wörterbuch für Soziologie" (Hillmann 1994) erwähnt ferner überkommene Normen, soziale Entwurzelung, erhöhte Mobilität und mediale Gewalt. Diese Aspekte finden sich, unterschiedlich gewichtet, in den gesellschafts-, sozialisations- und situationsbezogenen Theorien zur Gewalt.

Seit 1968 führt der Gewaltdiskurs trendig von strukturellen zu individuellen Bezügen, die das ins Auge fassen, was sichtbar ist. Der gesellschaftliche Ansatz relativiert indes "charakterliche Defizite". Er kontrastiert schuldbezogene Täter-Opfer-Muster. Das trägt ihm den Vorwurf ein, die manifeste Gewalt zu verharmlosen. Die Kontroverse dokumentiert sich auch in der Prävention. Ein erstes Konzept zielt darauf ab, die Persönlichkeit zu stärken. Ein zweites plädiert dafür, die geschlechtsbezogene Sensibilisierung von Jugendcliquen zu fördern. Ein drittes setzt beim sozialen Ausgleich an. Es ist unsinnig, diese Ansätze gegeneinander auszuspielen. Es geht um kein Entweder-oder.

Was ist Gewalt?

Was Gewalt ist, hängt davon ab, wer was darunter versteht. Der deutsche Begriff ist umfassend. Ursprünglich unterschied er sich von jenem der Herrschaft und Macht. Macht bedeutet laut Soziologe Max Weber die Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchsetzen zu können.

Michel Foucault weitet dieses Verständnis aus. Er kritisiert in „Überwachen und Strafen“ (Frankfurt a.M. 1977), wie die Zivilisation die Optimierung der Gewalt humanitär kaschiert. Die Aufklärung zielt auf eine Disziplinierung ab, die selbst geringe Abweichungen

ahndet und jene ausschliesst, die nicht der Norm entsprechen. Dieser Ansatz ist für die Soziale Arbeit bedeutend, die in vielfältiger Weise diszipliniert. Foucault regt an, selbst gewählte Subjektformen zu stärken, die sich den Herrschaftstechniken der Kontrollgesellschaft entziehen. Das verlangt Anstrengungen bezüglich Individuum, Gesellschaft und Sozialisation.

Der angelsächsische Sprachgebrauch differenziert die manifeste Gewalt („violence“), die eine Person oder Sache schädigt, von der generellen Gewalt („power“), die umfassend die Kraft und Fähigkeit beinhaltet, etwas zu erwirken. Das individuelle Vermögen hängt wesentlich von der Ausstattung mit ökonomischem Kapital (Geld), sozialem Kapital (Beziehungen) und kulturellem Kapital (Ausbildung) ab, so Soziologe Pierre Bourdieu. Er weist auch auf die "Pouvoir symbolique" (*Annales* 32/3, Mai-Juni 1977) hin. Diese dokumentiert mit sprachlichen Feinheiten und kleinen Unterschieden verborgene Herrschaftsverhältnisse, die Johan Galtung auf kulturell unterschiedliche Formen der Legitimation untersucht. Galtung erweitert damit sein Konzept der „strukturellen Gewalt“, das stets mit der personalen zu verknüpfen ist. Menschen sind soziale Wesen. Es gibt keine Individuen ohne Gesellschaft – und keine Ohrfeige ohne Gewalt.

2. Wandel und Perspektiven

Die Jugend ist kein monolithischer Block. Sie wird aber häufig so dargestellt: als aktiv, passiv, konsumistisch, avantgardistisch. Ausgewählte Merkmale werden einseitig betont. Ob positiv oder negativ erhöht, handelt es sich um eine selektive Wahrnehmung, die mit Verdrängung und Interessen zu tun hat. Am Anfang steht die eigene Projektion.

Jugendliche sind 15-18/bzw. 25-jährig, weiblich, männlich, erwerbstätig, in Ausbildung oder arbeitslos. Die Vielfalt ist beträchtlich. Und sie nimmt zu. Was eine normale Existenz ausmacht, lässt sich immer weniger festlegen. Auch, weil sich die Grenzen zwischen den Lebensphasen verwischen. Es gibt "neue Alte", die um die Welt trampeln und sich jugendlich fühlen. Und es gibt Jugendliche, die keine Lehrstelle finden und recht "alt aussehen".

DIE Jugend existiert nicht. Sie bildet *keine einheitliche Sozialkategorie*. Mit der längeren Ausbildungszeit weitet sich die Phase der Jugend aus. Und die Differenzierung der Lebenswelt erschwert die Orientierung. In den 1950er-Jahren kamen Rock'n Roll, Jeans und Lederjacke auf. Filme (wie "Rebel Without a Cause" mit James Dean) zeigen Jugendliche, die sich gegen Eltern, Schule und Gesetze auflehnen. Und alle Jugendlichen waren "halbstark". Nein!

In den 60er-Jahren machte das Fernsehen die Welt zum Dorf. Berichte über die Bewegung der Schwarzen (um Martin Luther King) und den Vietnamkrieg radikalisierten den Protest. Aber längst nicht alle Jugendlichen waren 68er/innen. Debatten über Ökologie und Feminismus prägten die 70er-Jahre. Daran beteiligten sich auch Jugendliche, die sich nicht zur alternativen Szene zählten. Verzweiflung und Zorn drückten in den 80er-Jahren Jugendliche mit Irokesen-Haarkamm und schwarzer, zerrissener Kleidung aus. "No future" lautete ein Schlagwort, jedoch nicht für alle. Börsen-Yuppies sind die Helden der 90er-Jahre. Der "Look" zählt: Kleidung, Frisur und Markenartikel werden in Discos egozentrisch präsentiert. Tausende gehen hin - ein Teil der Jugend. Der Begriff "Jugend" suggeriert eine Einheit, die nicht besteht.

Rückzug

In der Schweiz klagen (*laut Bundesamt für Gesundheit, Bern*) etliche Jugendliche über Essstörungen, Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Stress, depressive Verstimmung und Angst. Sie trinken viel Alkohol und weisen europaweit die höchste Rate an Selbstmordversuchen auf. Rund ein Viertel der männlichen und gut ein Drittel der weiblichen Jugendlichen leiden unter Einsamkeit. Sie fühlen sich oft müde, deprimiert und nervös. Und fast drei Viertel der jungen Frauen wollen abnehmen. Sie haben Mühe, sich so zu akzeptieren, wie sie sind.

Jugendliche sind auch überdurchschnittlich von Arbeitslosigkeit betroffen. Es gibt immer mehr, die nach ihrer Ausbildung den Einstieg ins Erwerbsleben nicht finden. Sie kommen so zu unfreiwilliger "Freizeit", hängen rum, sind suchtgefährdet, schädigen sich selbst. Das Bewusstsein verbreitet sich, trotz Anstrengung auf keinen grünen Zweig zu kommen. Schwindende berufliche Aussichten erhöhen den schulischen Selektionsdruck. Das Aidsrisiko und die Umweltbelastung verstärken *das Gefühl, keine Perspektive zu haben*. Und wo dürfen die Jugendlichen Rollbrettfahren? Die *Verengung der Lebensräume* schränkt die eigene Beweglichkeit ein. Vor der Haustüre stehen die Autos. Sie haben Vorrang. Da ist auch kein Platz für Fussball. Viele Jugendliche haben den Eindruck, nur in der Werbung ernst genommen zu werden. In der "offenen Gesellschaft" findet Vieles hinter verschlossenen Türen statt. Und die öffentlichen Jugendtreffs sind stark an den Bedürfnissen der männlichen Kids orientiert.

Nach dem zweiten Weltkrieg erlebten breite Bevölkerungsteile eine materielle Besserstellung. Ungeahnte Konsummöglichkeiten öffneten sich. Seit den rezessiven Einbrüchen der 1970er-Jahre halten jedoch Teile der unteren Einkommen mit dem Anstieg von Lebenskosten (für Nahrung, Wohnung, Gesundheit) kaum Schritt. Auch hinkt das System der sozialen Sicherung hinter dem Wandel der Lebensformen her. Die Einpersonenhaushalte und Alleinerziehenden nehmen stark zu. Die Sozialversicherungen orientieren sich an männlichen Normalbiographien und klassischen Familienhaushalten. Sie benachteiligen Frauen und bestrafen Geschiedene, die Betreuungsarbeiten verrichtet haben. Das wirtschaftliche Wachstum hat viel Wohlstand gebracht. Strassen und Wohnungen wurden gebaut, Millionen von Autos hergestellt, Grünflächen zubetoniert. Überdimensionierte (Infrastruktur-)Anlagen sind aufwändig zu unterhalten. Für neue soziale und kulturelle Anliegen fehlt das Geld. Da gilt es, mit teilweise weniger Mitteln grössere Aufgaben zu bewältigen.

Jugendliche sind in der heutigen Zeit stärker auf sich selbst zurückgeworfen. Die Individualisierung ist ein wichtiges Kennzeichen unseres sozialen Wandels. Sie verstärkt die Vereinzelung. Das wird viel beklagt. Sie erhöht aber auch die individuelle Entscheidungsfreiheit. Was ich beruflich tue, braucht keine verwandtschaftliche Tradition fortzusetzen. Der Rückzug auf sich selbst erfordert mehr eigene Verantwortung. Indes, die vielen Wahlmöglichkeiten sind auch ein Wahlzwang. Dass klare Leitlinien fehlen, erhöht die Anforderungen an die Individuen. Und die unterschiedlichen Erwartungen erhöhen den Stress. Neue Formen der Unübersichtlichkeit verunsichern etliche Jugendliche. Die Schwierigkeit, sich zu orientieren, wirkt teilweise lähmend. „Apathie“ ist eine Reaktion auf Überforderung, manchmal auch eine Form des Widerstandes. Wenn es oft heisst, die Jugendlichen würden sich nicht für Politik interessieren, kann das bedeuten: Sie interessieren sich nicht für das, was andere für Politik halten. Eine Politik, bei der - im Zeichen der Verunsicherung - die einen nur noch auf der Bremse stehen, während andere die Flucht nach vorne ergreifen.

Was tun?

"Ach bleibt so klug, wenn Ihr erwachsen seid", so ermuntert Erich Kästner die Jugendlichen. Wer Jugendliche verstehen will, findet einen möglichen Zugang über seine eigenen Gefühle und das Kind in sich selbst. Und was können Ältere für Jugendliche tun?

Jugendpolitik ist Gesellschaftspolitik. Sie soll die Rahmenbedingungen für Jugendliche verbessern. Dazu gehören genügend Ausbildungs- und Erwerbsmöglichkeiten, zudem Freiräume für alle. Alle Jugendlichen sollen ihre Fähigkeiten verwirklichen können. Das gibt Selbstvertrauen. Die eigene Freude ist dabei eine wichtige Produktivkraft. *Motivation lässt sich aber nicht verordnen.* Sie entsteht dort, wo Menschen gefragt sind. Mit Töggelikasten, Billardtisch und Discoanlage lassen sich noch keine Perspektiven entwickeln. Vordringlich sind *Lebensräume*, in denen soziale Kontakte entstehen und Jugendliche sich kreativ entfalten können. Jugendliche sollen nicht bloss konsumieren, sondern selber Hand anlegen und mitgestalten dürfen, was vor der Haustüre liegt und sie betrifft. Das verleiht *Identität*. Diese kommt da zustande, *wo Ambivalenzen zugelassen* und Widersprüche als Bereicherung betrachtet werden. Und da sind Jugendliche auf Ältere angewiesen, die Persönlichkeit genug sind, *Störungen auch als Anregung zu betrachten.*

Jugendliche empfinden familiale und nachbarschaftliche Bande zuweilen als eng. Rückzug und Coolheit sind ein Versuch, sich Kontrolle vom Leib zu halten. Das ist aber auch ein gesellschaftliches Muster. Die vor allem in kleineren Gemeinschaften angestrebte "Kuhstallwärme" ist mit Missgunst und Kontrolle verbunden. Um sich davor zu schützen, bevorzugen Jugendliche mehr sachlich-distanzierte Sozialbeziehungen. Die Individualisierung verschärft so eine Vereinzelung, deren Nachteile deutlich spürbar werden, was teilweise wiederum die Bereitschaft fördert, zwischenmenschliche Beziehungen verbindlicher zu gestalten. Das kann eine neue Offenheit begünstigen, die Grenzen respektiert und nicht alles offen lässt.

Die Qualität von Beziehungen hängt indes nicht nur vom Wohlwollen Einzelner ab. Wichtig sind strukturelle Voraussetzungen, beispielsweise bezüglich der Verteilung der Arbeit. Sind wir beispielsweise bereit, die Lohnarbeit auf alle Erwerbswilligen aufzuteilen und ein *Recht auf sinnvolle Arbeit* zu akzeptieren? So könnten Jugendliche konkret erfahren, was Solidarität heisst. Sind wir auch bereit, Wohn- und Lebensraum der Profitmaximierung zu entziehen und Jugendlichen zur Verfügung zu stellen?

Ueli Mäder ist Professor für Soziologie an der Universität Basel. Er leitet das Institut für Soziologie und das Nachdiplomstudium in Konfliktanalysen und Konfliktbewältigung: www.postgraduate-basel.ch. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die soziale Ungleichheit und die Konfliktforschung. Adresse: Institut für Soziologie, Petersgraben 27, CH-4051 Basel (061/267'28'17; ueli.maeder@unibas.ch).